



WENDY HILLING, geboren 1949, leidet seit ihrer Geburt an Epidermolysis bullosa, einer seltenen Erbkrankheit, die ihre Haut so empfindlich macht wie die Flügel eines Schmetterlings. Gegen alle Widrigkeiten hat sie sich ein erfülltes Leben erkämpft, gearbeitet und zwei Kinder bekommen. Mit ihrem Ehemann Peter und ihrem vierbeinigen Gefährten Ted lebt sie im Südwesten Englands.

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

Wendy Hilling

Mein Leben in seinen Pfoten

Die Geschichte von Ted,
meinem Hund und Retter

*Aus dem Englischen
von Sonja Hagemann*



PENGUIN VERLAG

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»My Life in His Paws. The Story of Ted and How He Saved Me«
bei Hodder & Stoughton, London.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2017

Copyright © 2016 by Wendy Hilling

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017 by
Penguin Verlag,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: Coverentwurf: Sabine Kwauka
nach einem Entwurf von Hodder & Stoughton Ltd.

Coverfoto: © Wendy Hilling

Redaktion: Hanna Klimesch

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10101-7

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

*Gewidmet meiner Familie und meinen Freunden,
besonders meiner Schwester Mary,
die mir immer »nur noch ein Kapitel« vorgelesen hat,
als wir Kinder waren*

Inhalt

Einleitung	9
1 Ein abenteuerlustiges Kind in einem empfindlichen Körper	18
2 Tierliebe	34
3 Ein lebensgefährlicher Fehler	47
4 Eine zweite Chance	54
5 Monty und Penny	68
6 Die perfekten Welpen	75
7 Weit gebracht	84
8 Penny	94
9 Monty wird zum Helfer	102
10 Vom Zwingerhund zum Assistenzhund	111
11 Mein erster Hundepartner	120
12 Ein neuer Hund	131
13 Die Suche	142
14 Teddys großer Auftritt	155
15 Teddy kommt nach Hause	163

16	Klickertraining	170
17	Die Ausbildung beginnt	177
18	Monty und Teddy	188
19	Die Welt da draußen	194
20	Ted, der Lebensretter	203
21	Das Leben mit Teddy	215
22	Die Abschlussfeier	223
23	Monty	233
24	Rettungshund Teddy	239
25	Alltag ohne Ted	252
26	Teddy im Rampenlicht	257
27	Besser und besser	262
28	Ein ganz neuer Anfang	271
29	Ein unlösbares Dilemma	282
	 Nachwort	 293
	Hilfe und Informationen	299
	Danksagung	301

Einleitung

Ich wache auf und kann weder atmen noch mich bewegen. Weil sich in meinem Hals alles zusammengezogen hat, kann ich auch niemanden um Hilfe bitten, obwohl mein Mann direkt neben mir liegt und mein Hund Ted sich am Fußende des Bettes zusammengerollt hat. Da beide seelenruhig schlafen, droht mich Panik zu übermannen. Es stimmt, dass man sein Leben an sich vorbeiziehen sieht, wenn man dabei ist zu sterben.

Ich weiß, dass es jetzt zu Ende geht, die Situation ist aussichtslos.

Doch dann springt Teddy mit einem Mal auf, rennt zum Notfallknopf an der Schlafzimmerwand und drückt ihn mit der Schnauze. Er antwortet mit einem Bellen, als sich der Notdienst meldet: »Hallo, Ted, sag Mummy und Daddy, dass ein Krankenwagen unterwegs ist.« Dann rennt der Golden Retriever einmal ums Bett herum, bellt meinen Mann an und zerrt an seinem Kissen, um ihn zu wecken. Peter wacht auf, dreht mich auf die Seite – und schließlich bekomme ich endlich wieder Luft. Erleichtert ringe ich nach Atem.

Als der Krankenwagen eintrifft, atme ich bereits wieder normal, aber wir sind beide ganz schön mitgenommen. Einer der Sanitäter überprüft meine Sauerstoffwerte.

»Wir müssen sichergehen, dass keine Schäden zurückbleiben«, erklärt er. »Bei Atemnot zählen oft schon Sekunden. Zum Glück hat Ihr Mann uns so schnell gerufen.«

»Oh, das war nicht mein Mann«, stelle ich klar, »sondern mein Hund.«

Alle drehen sich zu Teddy um, der dasitzt und aufmerksam zuschaut. Einerseits will er sich vergewissern, dass mit mir wieder alles in Ordnung ist, andererseits wartet er auch auf seine wohlverdiente Belohnung. Die Sanitäter können es kaum glauben, aber an das fassungslose Staunen der Menschen bin ich inzwischen gewöhnt.

»Wollen Sie damit sagen, dass Ihr Hund Ihnen das Leben gerettet hat?«

»Oh ja«, nicke ich. »Das macht er ständig.« Ich strecke die Hand aus und streichle Teddy über den Kopf. »Ohne ihn könnte ich nicht leben. Er hat für mich alles verändert.«

Ted ist ein ganz zauberhafter neun Jahre alter Golden Retriever mit schönem hellem Fell. Wie alle Vertreter seiner Rasse ist er gutmütig und möchte gefallen, aber er hat auch eine freche Seite: Er albert gern herum, spielt und schnappt sich Sachen, die ihm eigentlich nicht gehören. Ted ist aber kein normaler Hund. Er ist mein Pfleger, kümmert sich rund um die Uhr um mich und wurde dafür von der wohltätigen Organisation *Canine Partners* ausgebildet, seit er achtzehn Monate alt war.

Ich habe ihn als zehn Wochen alten Welpen bekommen, und er ist vierundzwanzig Stunden an meiner Seite –

er hilft mir bei allen Dingen des Alltags, und wenn mein Leben in Gefahr ist, dann schlägt er Alarm. Als Anerkennung für seine Dienste wird er sogar von der Regierung bezahlt, auch wenn natürlich stellvertretend *wir* dieses Geld für seine Haltung bekommen.

Ich wurde als »Schmetterlingskind« geboren – meine Haut ist so empfindlich wie der Flügel eines Falters. Durch eine seltene genetische Krankheit namens *rezessive dystrophe Epidermolysis bullosa* (EB) ist meine Haut extrem anfällig und kann selbst bei der kleinsten Berührung aufplatzen oder Blasen bilden. Deshalb ist jede Bewegung schwierig und schmerzhaft.

Betroffen ist nicht nur die Körperoberfläche, sondern auch die Schleimhaut im Inneren, deshalb sind Hals und Mund ebenfalls äußerst empfindlich – Husten, Weinen oder Würgen kann Blasen hervorrufen. Nachdem sie jahrelang immer wieder beschädigt wurde, ist meine Kehle inzwischen unglaublich eng, was jeden Augenblick zu Atemstillstand führen kann. Und daher brauche ich seit über zwei Jahrzehnten Betreuung rund um die Uhr. Seit fast acht Jahren übernimmt Ted diese Aufgabe.

Wenn es Zeit zum Aufstehen ist, legt Teddy mir die Kleider hin, die ich am Abend zuvor herausgesucht habe. Er hilft mir beim Ausziehen und bringt mir das Handtuch von der Heizung, wenn ich die Dusche ausstelle. Es sei denn, er albert herum und tanzt damit erst einmal durch die Gegend. »Jetzt komm schon, Teddy, könnte ich bitte mein Handtuch haben? Mir ist kalt!«

Einen Moment noch, ich spiel doch nur!

Wenn ich unten bin und zu ihm sage: »Okay, Teddy, bist du fertig, können wir los?«, holt er meine Schuhe und die Leine.

Ich befestige sie an seinem Halsband.

»Danke. In die Hand, bitte, Teddy«, sage ich, und er reicht mir die Leine mit der Schnauze. Wenn sie zwischen seine Pfoten geraten ist, sage ich: »Bringst du das bitte in Ordnung?« Dann steigt er darüber. Manche finden es albern, dass ich zu meinem Hund Bitte und Danke sage, aber ich bleibe ihm gegenüber immer höflich – schließlich arbeitet er für mich. Außerdem habe ich meine Haustiere immer schon mit großem Respekt behandelt. Meine Stimme verrät Teddy, wo wir hinmüssen. Ich brauche nur zu sagen: »Ein Tässchen Tee, Teddy?«, dann führt er mich zum nächsten Café. Er weiß genau, wo es langgeht – ich würde ihm auch mit geschlossenen Augen ganz beruhigt folgen.

Ted bleibt dicht an meiner Seite und hilft mir, das Gleichgewicht zu halten. Meine rechte Hüfte ist ziemlich in Mitleidenschaft gezogen, und wenn ich falle, dann immer nach rechts. Teddy führt mich um Löcher oder Hindernisse auf der Straße herum, die für mich ein Problem darstellen könnten, deshalb fühle ich mich in seiner Begleitung völlig sicher. Und falls mir doch einmal etwas passieren sollte, würde er bellen und Hilfe holen.

Man kann nur schwer beschreiben, wie unvergleichlich es ist, von einem Hund versorgt zu werden. Inzwischen fände ich es schrecklich, wenn sich wieder ein Mensch um mich kümmern würde – dafür bin ich einfach zu selbstständig. Ich will alles allein machen.

Vor Teddys Zeit musste mich immer mein Mann Peter begleiten, und das fühlte sich dann an, als sei er nicht mehr mein Partner, sondern nur noch mein Pfleger. Es war für uns beide unangenehm.

Früher war ich unsicher, wenn ich das Haus verlassen habe. Ich wusste, dass die Leute mich anschauten und in mir nur eine behinderte Frau sahen. Aber mit Ted ist die Situation eine ganz andere, weil die Menschen ihn einfach lieben. Sie schauen gerne dabei zu, wie er mir hilft. Wenn wir zusammen unterwegs sind, werde ich nahezu unsichtbar, aber das stört mich gar nicht. Schließlich bin ich stolz auf ihn und darauf, wie er sich um mich kümmert. Außerdem bin ich mit ihm an meiner Seite auch mutiger: Wenn ich wegen einer Behandlung ins Krankenhaus muss, grüble ich nicht mehr darüber nach, was wohl gleich mit mir geschehen wird. Stattdessen denke ich an Teddy und daran, wie es ihm wohl dabei ergehen wird. Ich weine nicht und mache kein Theater, weil ich ihn nicht beunruhigen will.

Wenn wir zusammen einkaufen gehen, zeige ich ihm im Supermarkt, was ich brauche.

»Kannst du das da bitte für mich holen, Teddy?«

Was denn?

Er mustert das Regal, bewegt die Schnauze auf und ab.

»Nein, nicht das da. Das dort drüben. Genau, jetzt hast du's!«

Oh, das!

Er packt es mit den Zähnen und legt es in meinen

Korb. Wenn wir fertig sind, darf er das letzte Teil im Maul zur Kasse tragen, weil er das so gerne macht. Mein Portemonnaie liegt im Korb. Teddy holt es heraus, legt dann die Pfoten auf den Tresen und gibt es der Kassiererin. Sie nimmt sich den entsprechenden Betrag, legt eventuelles Wechselgeld zurück und reicht die Geldbörse Ted, der sie zurück zum Korb bringt. Ich glaube, der Verkäuferin macht die ganze Sache genauso viel Spaß wie ihm. Das ist das Schöne am gemeinsamen Leben mit Teddy – er bereitet anderen Menschen ebenso viel Freude wie uns.

Wieder zu Hause, macht er den Reißverschluss meines Mantels auf und packt den Ärmel, um mir beim Ausziehen zu helfen. Er öffnet den Klettverschluss meiner Schuhe und streift sie mir von den Füßen, dann zieht er selbst seine *Canine-Partners*-Weste aus.

Ted arbeitet den ganzen Tag hart und konzentriert. Wenn er sein Jäckchen auszieht, geht für ihn jedoch die Party los. Endlich darf er albern sein! Er hat immer auch Zeit, sich zu entspannen, zu spielen und einfach er selbst zu sein. Wenn Peter und ich mit ihm unterwegs sind, sagen die Leute oft: »Oh, Sie haben aber einen ruhigen Hund!« Dann sehen wir uns an und müssen lachen – die sollten ihn mal sehen, wenn er zu Hause ist oder am Strand herumtollt.

Teddy rollt sich auf den Rücken und kaut auf einem Quietschspielzeug herum. Ich packe das andere Ende und tue so, als wollte ich es ihm wegnehmen. Er spielt unheimlich gerne mit mir Tauziehen!

»Gib es mir, Teddy, das gehört mir!«, rufe ich, aber er lässt nicht locker.

Würde ich es wirklich brauchen, müsste ich einfach nur »In meine Hand, Teddy« sagen, und er würde es mir sofort geben. Er weiß, wann wir spielen und wann es ernst wird. Inzwischen kennen wir einander eben in- und auswendig.

Wenn ich zu Hause irgendetwas brauche, dann muss ich nur Teddy bitten, es mir zu holen. Falls ich etwas fallen lasse, hebt er es sofort auf und legt es mir in die Hand. Meine Finger sind furchtbar vernarbt und deshalb nicht sehr beweglich, aber egal wie oft mir etwas herunterfällt, er bringt es mir immer wieder. Aufgeben kommt für ihn nicht infrage.

Die Waschmaschine ist fertig. Sobald Teddy das Klicken hört, läuft er darauf zu. Wenn mein Mann zuerst bei der Maschine ankommt, schiebt Teddy ihn einfach beiseite – *Weg da, Bahn frei, das mache ich!* Er weiß ganz genau, dass er ein Leckerli bekommt, wenn er sich um die Wäsche kümmert. Deshalb holt er die Sachen aus der Maschine, legt sie in einen Korb und zerrt diesen dann herüber zur Wäscheleine. Dort sitze ich, und er reicht mir jedes einzelne Teil sowie die Wäscheklammern mit den Zähnen an. Obwohl er mich manchmal auch warten lässt und lieber mit einer Klammer im Maul durch den Garten rennt.

»Na komm, Ted«, sage ich. *Ich spiel doch nur, Mum!*

Ein Hundebesitzer wird von seinem Tier gebraucht, und das ist ein ganz wunderbares Gefühl. Es lässt mich nach

vorne schauen, holt mich morgens aus dem Bett und gibt meinem Leben einen Sinn. Jahrelang war ich diejenige, um die man sich immer kümmern musste, und jetzt bin ich für ihn da. Damit habe ich in der Welt eine Aufgabe und mein Selbstwertgefühl steigt.

Ted tut so viel für mich, vor allem ist er mir jedoch ein Freund. Wenn meine Schmerzen schlimmer werden, schmusen wir einfach oder albern rum. *Komm schon, Mum, denk nicht mehr daran. Lass uns lieber was spielen!* Ted ist nicht klar, dass ich eine Behinderung habe. Er weiß nur, dass ich seine Mum bin und ihn liebe.

Wenn ich am Abend die Arme um ihn lege und mich an ihn kuschele, verliert alles andere an Bedeutung. Dann denke ich: *Ich steh das schon durch, weil ich ja dich habe.* Bei ihm fühle ich mich schwerelos, als könnte ich einfach alles schaffen.

Abends geben wir ihm immer einen Hundekuchen, dann weiß er, dass es Zeit fürs Bett ist. Früher konnten Peter und ich immer nur zwei Stunden am Stück schlafen, weil er nachts über mich wachen musste. Das war für uns beide aufreibend. Wenn mein Atem hingegen jetzt aussetzt, ist Teddy da, um den Alarmknopf zu drücken. Deshalb können wir beide beruhigt schlummern.

Es macht einfach Spaß, mit Teddy Zeit zu verbringen. Mit ihm an meiner Seite schwebe ich glücklich durchs Leben. Eine Behinderung zu haben, kann ganz schön am Selbstbewusstsein nagen – die Leute behandeln einen anders, und es gab Zeiten, in denen ich ständig angespannt

und traurig war. Aber Teddy hat mir ein Leben ermöglicht, von dem ich früher nur träumen konnte. Das hier ist mein Bericht darüber, wie wir durch Schicksal und viel harte Arbeit zueinandergefunden haben. Es geht darin um zwei ganz besondere Assistenzhunde, und es ist eine Geschichte über Liebe, Hoffnung und Entschlossenheit.

Die Geschichte von Ted und mir.

Kapitel 1

Ein abenteuerlustiges Kind in einem empfindlichen Körper

Ich wurde mit einer Haut geboren, die nicht für diese Welt gemacht war. Direkt nach meiner Geburt gab es bereits Anzeichen dafür, dass mit mir etwas nicht stimmte. Als die Hebamme nämlich gegen meine Hand stieß, löste sich daran die Haut. Bald wurde deutlich, dass meine Epidermis bei der kleinsten Berührung riss und Blasen warf. Wenn mich jemand hochhob, um mich zu füttern oder anzuziehen, führte das zu hässlichen Wunden, die mir offensichtlich Schmerzen bereiteten und sich häufig entzündeten. Einmal löste sich die Haut unter der Berührung einer Krankenschwester, die mich in meinem Bettchen umdrehen wollte. Die Frau war zu Tode erschrocken, und ich hatte davon noch mit über zwanzig eine handförmige Narbe an der Seite. Kurz nach diesem Vorfall wurde bei mir EB diagnostiziert.

EB ist ein seltenes und schmerzhaftes Leiden. Bei EB-Kranken ist das für Kollagen VII zuständige Gen defekt, deshalb ist die Haut nicht richtig in den tieferen Lagen verankert und löst sich schnell, sowohl außen am Körper als auch auf der Innenseite.

Viele EB-Patienten sterben im Kleinkindalter, und meinen Eltern wurde damals gesagt, dass ich vermutlich kaum eine Woche überleben würde.

Aus diesem Grund wurde ich auch schon mit drei Tagen getauft.

Um meine Haut zu schützen, legte man mich in ein mit Watte ausgepolstertes Bettchen. Wegen dieses Kokons spricht man eben von »Schmetterlingskindern« oder auch »Wattebabys«. Ich hasste das Gefühl und kann Watte bis heute nicht ausstehen.

Epidermolysis bullosa ist erblich, aber das hat uns damals niemand vernünftig erklärt, und deshalb war meine Mutter davon überzeugt, dass ich mich bei der Hebamme angesteckt hatte. Die hatte nämlich durch einen seltsamen Zufall auch einen Sohn mit EB.

Daher hielt ich meine Krankheit später ebenfalls für ansteckend und zog mich zurück, wenn jemand in meinem Umfeld ein Kind bekam. Weil ich mein Verhalten nie erklärt habe, fanden es die Leute wohl ein wenig seltsam.

Meine beiden großen Schwestern haben normale Haut, mein sechzehn Jahre jüngerer Bruder kam allerdings auch mit EB zur Welt. Ich erinnere mich noch genau an den Tag seiner Geburt, weil ich damals nämlich davon überzeugt war, dass er sich bei mir angesteckt hatte. Deswegen plagten mich furchtbare Schuldgefühle.

In meiner Kindheit pilgerte ich von Krankenhaus zu Krankenhaus und wurde als eine Art Ausstellungsstück zu Ärztekongressen mitgenommen, weil EB so selten ist. Davor graute mir jedes Mal.

Als ich etwa sechs Jahre alt war, schickte man mich vor Angestellten aus dem Gesundheitswesen auf eine Bühne, und ein Arzt rieb mir über die Hand, um zu sehen, wie schnell er eine Blase hervorrufen konnte. Er machte immer weiter, bis sich eine an meinem Daumen zeigte. Danach hatte ich eine Riesenangst vor Medizinern.

Die einzige Ausnahme bildete der Hausarzt, zu dem ich von meinem fünften bis siebzehnten Lebensjahr ging. Er hatte nämlich zwei Airedale Terrier, die immer wie Buchstützen links und rechts neben seinem Schreibtisch saßen. Ich durfte sie streicheln und weiß bis heute, wie unglaublich weich ihr Fell war. »Wendy kommt nur wegen der Hunde her!«, sagte meine Mutter einmal. Es war der einzige Arzttermin, auf den ich mich jedes Mal freute.

Im Laufe der Zeit sagte man mir immer mal wieder einen baldigen Tod vorher. Nachdem ich die ersten Tage überstanden hatte, prophezeite man meinen Eltern, dass ich wahrscheinlich meinen vierten Geburtstag nicht erleben würde. Dann hieß es, ich würde vermutlich nicht älter als zehn werden. Als ich groß genug war, um diese Vorhersagen zu verstehen, erfüllten sie mich mit Entsetzen. Ich fragte mich, wie der Tod wohl sein würde, und sah meinem zehnten Geburtstag mit Schrecken entgegen. Aber ich starb an diesem Tag ja gar nicht. Deshalb interpretierte ich es nun so, dass ich vermutlich *mit zehn* sterben würde, also vor meinem elften Geburtstag. Ein ganzes Jahr lang war ich starr vor Angst. Meinen Eltern erzählte ich davon nichts, da ich ja wusste, wie furchtbar der Gedanke an meinen baldigen Tod ohnehin für sie war.

Erstaunlicherweise wurden in unserem Ort drei Babys mit EB geboren – die Ärzte können das kaum fassen, wenn ich es ihnen erzähle. Eins von ihnen, ein kleiner Junge, starb mit achtzehn Monaten. Ich ging oft zu seinem Grab und sprach mit ihm. Keine Ahnung, warum, er tat mir einfach so leid. Egal wie krank er war, er hatte doch sicher nicht sterben wollen.

Ich hatte die ersten Jahre meines Lebens meist in Verbände gewickelt verbracht. Wenn man älter wird, lernt man mit der Krankheit besser umzugehen. Inzwischen bewege ich mich vorsichtiger und denke über jede Geste vorher nach, alles ist präzise und geplant: Wenn ich meine Jacke anziehe, weite ich vorher ein wenig die Ärmel, damit der Stoff auf meiner Haut keine Blasen hervorruft. Um mich im Bett umzudrehen, stehe ich vorsichtig auf und lege mich dann in einer anderen Position wieder hin. Ich muss mir jeden Abend eine Salbe auf die Augen schmieren, sonst kleben die Lider daran fest und werfen Blasen – ein absoluter Albtraum. Alles muss genau abgestimmt werden: Wenn ich mal aus irgendeinem Grund längere Strecken laufe, dann braucht die Haut unter den Füßen danach mehrere Tage, um sich zu erholen.

Das alles erfordert unendliche Konzentration und Übung, was für ein Kind beinahe nicht zu schaffen ist. Deshalb war meine Haut, als ich klein war, ständig zerfetzt und mit Blasen übersät, und ich lief in Verbände gewickelt durch die Gegend.

Ich ging in die Grundschule unseres Ortes, bis mich

dort eines Tages ein Junge zu Boden stieß und sich auf meine Hände stellte. Da muss ich so ungefähr sieben gewesen sein. Weil er sich weigerte, mich gehen zu lassen, zog ich die Hände unter seinen Schuhen weg, sodass sich Haut und Fleisch lösten und man beinahe die Knochen sehen konnte. Der Schmerz ist mir heute noch gegenwärtig. Mit dem Jungen wurde damals allerdings nicht einmal geschimpft, stattdessen informierte die Schule meine Eltern nach diesem Vorfall darüber, dass ich für sie nicht mehr tragbar war. Deshalb mussten Mum und Dad etwas anderes für mich suchen.

Widerstrebend beschlossen sie, mich in ein Internat zu geben, und die Ärzte empfahlen wegen der guten Luft eins in der Schweiz. Das klang für mich ganz wunderbar, da ich *Heidi* gelesen hatte und mir vorstellte, wie ich umgeben von Tieren in einer gemütlichen Berghütte leben würde. Eine Reise in die Schweiz ist bis heute ein Traum von mir. Meiner Mutter war das damals allerdings zu weit weg, deshalb schickte man mich nach Broadstairs in Kent.

Das Internat, das man für mich ausgesucht hatte, war eigentlich eine Schule für Mädchen mit Asthma und Ekzemen, und ich war dort das einzige Kind mit EB. Weil die meisten meiner Mitschülerinnen Atemprobleme hatten, unternahmen wir lange Spaziergänge und hatten oft im Freien Unterricht, da Seeluft als gesund galt. Für mich waren diese Spaziergänge allerdings eine Qual, und meine Füße waren ständig mit Blasen übersät. Einige der Mädchen wachten nachts auf und rangen verzweifelt nach Atem. Dann versuchte ich zu helfen, indem ich mich hin-

ter sie setzte und ihnen gegen den Brustkorb drückte, um die Luft herauszubekommen. Manche Nächte waren so schlimm, dass wir am nächsten Tag völlig gerädert waren.

Das große, von Sträuchern umgebene Internatsgebäude mit dem Gemüsegarten und gepflegten, von Bäumen umstandenen Rasenflächen wirkte idyllisch, die Atmosphäre in der Schule war jedoch kalt. Die Lehrerinnen und Schwestern waren streng, und wir Kinder wurden lediglich als Patienten betrachtet. Liebe gab es dort keine.

Ich mochte das Internat nicht. Anfangs hatte jedoch mal jemand zu mir gesagt, dass meine Eltern mich weggeschickt hatten, weil sie mich zu Hause nicht mehr wollten – angeblich war ihnen das Wechseln der Verbände lästig geworden.

Mir war damals nicht klar, dass Erwachsene nicht immer die Wahrheit sagen, also glaubte ich, was man mir da erzählt hatte. Wenn meine Eltern mich nicht wollten, so dachte ich, dann würde ich mich eben anpassen. Ich konnte ja sonst nirgendwohin. Und deshalb hielt ich den Mund. Ich traf zu Beginn des neuen Halbjahrs in der Schule ein, ging in den Keller hinunter, hängte meine Jacke an ihren Haken und stellte meine Schuhe an ihren Platz. Dann weinte ich so lange, bis keine Tränen mehr übrig waren.

Aber danach stand ich auf und blickte nach vorne. Ich machte das Beste aus dem, was ich hatte. So lernte ich von frühester Kindheit an, dass man für sein Glück selbst sorgen muss. Solange man sich nur um eine positive Einstellung bemühte, konnte man tatsächlich glücklich werden.

Meine Eltern fehlten mir ganz schrecklich. Sie riefen mich jeden Sonntagabend um sechs Uhr an, und ich behauptete immer, dass es mir gut ging und ich glücklich war. Dann legte ich mich ins Bett und redete mit meinem Kuscheltier, einem Plüschpanda. Er übernahm die Rolle meiner Eltern, und ich tat so, als würde ich ihnen endlich erzählen, wie es mir wirklich ging. Meine Mutter schrieb mir jeden Tag, mein Vater zweimal die Woche. Außerdem schickten sie mir Päckchen mit Süßigkeiten, die unter allen Schülerinnen aufgeteilt wurden. Damit konnte ich mich glücklich schätzen, da nicht viele der Mädchen Briefe bekamen, geschweige denn Pakete.

Nach dem Essen mussten wir uns draußen auf dem Spielplatz auf Feldbetten ausruhen. Das galt bei jedem Wetter, außer bei Regen. Nach diesem Mittagsschlaf stellten wir uns in einer Reihe an und bekamen jede eine Süßigkeit. Während wir die aßen, las die jeweilige Betreuerin den Brief vor, den meine Eltern an diesem Tag geschickt hatten. Mir machte es nie etwas aus, die Briefe oder Süßigkeiten mit den anderen zu teilen. Ehrlich gesagt gefiel es mir, dass die anderen Mädchen auf diese Weise meine Familie kennenlernten.

Meine Mutter hatte viel zu tun, weil sie Vollzeit arbeitete, trotzdem fand sie täglich Zeit, um mir zu schreiben. Mein Vater schickte einen jungen Mann namens Pip gegen Feierabend immer ein paar Minuten früher nach Hause, damit er unterwegs noch rechtzeitig die Briefe einwerfen konnte.

An den Besuchstagen kamen Mum und Dad immer zu-

sammen vorbei, und irgendwie schienen wir ausnahmslos gutes Wetter zu erwischen. Deshalb nannte mein Vater diese Tage die »sonnigen Wendy-Besuchstage«.

Als ich etwa neun Jahre alt war, nahm mich meine Mutter an einem solchen Tag in einen Süßigkeitenladen mit, wo ich mir etwas aussuchen durfte. Ich entschied mich für zwei Karamellriegel und ging damit zur Kasse. Als ich dem Mann dort jedoch mein Geld reichte, regte der sich furchtbar auf und beschimpfte meine Mutter: »So ein Kind darf man doch nicht in die Öffentlichkeit lassen! Nicht mit solchen Händen!« Ich trug zwar Verbände, vermutlich konnte man die aufgerissene Haut darunter aber erkennen.

Während der nächsten zehn Jahre verließ ich deshalb das Haus nicht mehr ohne Handschuhe, da ich es nicht ertragen konnte, dass jemand meine lädierte Haut anstarrte.

Das Schlimmste am Internat war für mich, dass es dort keine Tiere gab. Die waren für mich nämlich das Größte. Meine Eltern hatten sich kurz vor meinem Umzug ins Internat einen Labradorwelpen namens Sammy zugelegt, einen ruhigen, sanften Hund, den ich absolut vergötterte.

Wenn Mum oder Dad mit ihm spazieren gingen, zog er oft an der Leine. Bei mir fühlte er sich jedoch so wohl, dass er einfach an meiner Seite blieb. Manchmal kaufte ich ihm im Laden eine Dose Hundefutter. Da meine Hände aber nicht kräftig genug waren, um sie zu halten, trug er sie einfach im Maul. Er war mein bester Freund.

Wenn ich aus dem Internat nach Hause kam, schnappte

ich mir Sammy und verschwand mit ihm im Moor in der Nähe meines Elternhauses. In seiner Gesellschaft fühlte ich mich völlig geborgen und lachte glücklich, wenn er sich im Matsch wälzte oder in Tümpeln plantschte. Er sah so gerne den winzigen Fischen zu, die vorbeischwammen – sie faszinierten ihn.

Zum Teil zogen mich Tiere vermutlich deshalb magisch an, weil sie so verletzlich waren wie ich. Immer wieder rettete ich Schnecken, Frösche oder Insekten und nahm sie mit in die Schule. Einmal entdeckte ich im Gebüsch ein Fledermausjunges, das ich retten wollte und in die Tasche meiner Schürze schob. Ich wusste nicht viel über Fledermäuse, nur dass sie es gern feucht hatten. Als alle schlafen gingen, schlich ich deshalb im Schutz der Dunkelheit ins Bad, ließ ein wenig Wasser in die Wanne und legte das kleine Ding hinein.

Dann ging ich ins Bett, wurde aber irgendwann von einem Schrei wieder aufgeweckt, der mir durch Mark und Bein ging. Die Lehrerin, die Aufsicht hatte, rief: »Wendy, wo steckst du? Was um alles in der Welt ist das hier in der Badewanne?« Sie wusste ganz genau, dass unter den sechzig Mädchen nur ich als Verantwortliche infrage kam, da außer mir niemand so verrückt nach Tieren war.

Am Sonntag gingen wir zur Kirche und durchqueren dafür zu Fuß den Ort. Dabei kamen wir jedes Mal an einer Mauer entlang, die unten ein Loch hatte. Ich hielt mich in der Gruppe immer hinten, weil ich Angst hatte, jemand könnte mir in die Fersen treten und damit meine Haut zerfetzen. Beim Erreichen der Mauer vergrößerte

ich den Abstand zu den anderen, kniete mich hin und schaute durch die Öffnung. Auf der anderen Seite waren die zauberhaften grauen Beine eines Ponys zu sehen.

Jeden Sonntag kniete ich mich dafür hin, und jeden Sonntag bekam ich später Ärger, weil mein Kleid so schmutzig war. Ich weiß nicht, warum ich von jenem Pferd so fasziniert war. Vielleicht deswegen, weil es allein war, genau wie ich.

Ich beschloss herauszufinden, was auf der anderen Seite der Mauer lag und wie dieses Pony im Ganzen aussah. Wahrscheinlich hoffte ich insgeheim, dass ich es aus dem Stall befreien und mit ihm ausreißen könnte.

Zweimal versuchte ich darum, aus dem Internat auszubüchsen, wurde aber beide Male erwischt. Beim dritten Mal nahm ich zwei Freundinnen mit, Mary und ein anderes Mädchen, das ebenfalls Wendy hieß. Wir kamen nur bis zum Tor, da erschien das Auto der Rektorin, und wir erstarrten im Scheinwerferlicht. Die beiden anderen durften ins Bett gehen, mich schickte man jedoch in ihr Büro hinauf.

»So geht das einfach nicht weiter, Wendy«, sagte die Schulleiterin zu mir. »Wenn du so unglücklich bist, dann kann ich deine Eltern bitten, auch außerhalb der üblichen Besuchszeiten vorbeizukommen. Würde dir das vielleicht helfen?«

»Wie bitte? Wie soll mir das denn helfen?«

»Na ja, vielleicht wird dann dein Heimweh besser. Deshalb läufst du doch weg, oder? Weil du zu deinen Eltern willst?«

»Oh nein«, antwortete ich. »Ich möchte doch nur das Pferd im Dorf sehen.«

Ich war immer ein unsicheres, ruhiges Kind, das die meiste Zeit einfach nur dasaß und tat, was man ihm sagte. Ich hatte allerdings auch eine freche Seite, die mein Vater noch unterstützte. Einmal schickte er mir ein Paket mit einer Puppe in die Schule. Das verstand ich nicht, für Puppen hatte ich nämlich nicht viel übrig, und das wusste Dad auch. Die Beine der Puppe waren mit einem Gummiband befestigt, und als ich daran zog, lösten sie sich. In der Puppe war eine Taschenlampe versteckt! Im Internat mussten wir nämlich im Winter wie im Sommer um sieben Uhr ins Bett und durften bis zum nächsten Morgen nicht einmal mehr miteinander tuscheln. Dad wusste, wie schwer mir das fiel, darum schickte er mir diese Taschenlampe, damit ich unter der Bettdecke lesen konnte. Beim nächsten Besuchstag fragte er mich dann, wie lange ich gebraucht hatte, um die Lampe zu finden, und wir lachten alle über die Geschichte.

Ich hatte immer schon eine lebhaftere Fantasie gehabt und dachte mir jede Menge Quatsch aus. Eines Tages hatte ich eine geniale Idee: Wir würden eine Mitternachtsparty feiern! Gab es denn etwas Schöneres? Ich wies die Mädchen aus meinem Schlafsaal an, ihr Sandwich vom Nachmittagstee für die nächtliche Party aufzuheben. Da wir alle eine Schürze mit Taschen trugen, war es nicht schwierig, es am Personal vorbeizuschmuggeln.

An jenem Abend knisterte die Luft vor Spannung. Wir

schlossen unser Sandwich im Spind ein und verbrachten den Abend damit, uns im Flüsterton Gespenstergeschichten zu erzählen. Aber es war spät, wir wurden müde und schliefen irgendwann einfach ein. Entsetzt versuchten wir dann am nächsten Morgen, die eingetrockneten Sandwiches in der Toilette herunterzuspülen. Das dauerte eine Ewigkeit, und wir kamen alle zu spät zum Frühstück.

Als abenteuerlustiges Kind in einem empfindlichen Körper wollte ich nur ungern akzeptieren, dass ich an den Spielen anderer Kinder nicht teilnehmen konnte. Ich versuchte es mit Tennis, bekam vom Halten des Schlägers jedoch riesige schwarze Blasen an den Händen. An Hockey war nicht einmal zu denken, und ich war ehrlich gesagt erleichtert, als ich sah, wie groß und schwer die Hockeyschläger waren.

Untätig herumzusitzen, war für mich eine Qual und ist es immer noch. Deshalb blieb ich nur ungern zurück, während die anderen Kinder zum Sport gingen. Und dann gab man mir während der Wartezeit auch noch Milch zu trinken, die den ganzen Tag im Warmen gestanden hatte, weshalb ich bis heute den Geschmack von warmer Milch nicht ertragen kann und mir selbst beim Gedanken daran schlecht wird.

Eine Aktivität gab es allerdings, an der ich teilnehmen konnte: den Tanzunterricht. Für meine Füße war er zwar die reinste Qual, er war es aber auf jeden Fall wert. Meine Mutter unterrichtete Gesellschaftstanz, und ich hatte ihr immer so gerne dabei zugesehen, wie sie in ihren wunderschönen Kleidern mit glänzenden Pailletten über die

Tanzfläche glitt. Der Mann, der den Unterricht mit ihr zusammen leitete, hatte einen Hund. Neben dessen Körbchen hockte ich dann, schaute zu und wünschte mir, ich könnte mitmachen. Wenn alle Schüler gegangen waren, legte Mums Tanzpartner Musik auf, stellte mich auf seine Füße und tanzte mit mir durch den Saal. Das war wundervoll, und ich kam mir vor wie eine Prinzessin.

Im Internat lehrte man Tanz nach der *Margaret-Morris-Methode*, die freien Ausdruck bestärkte. Das fand ich unglaublich toll, und ich wäre gerne Tänzerin geworden, wenn meine Füße dafür nur robust genug gewesen wären. Wenn ich meiner Schwester Mary heute beim Tanzen zusehe, versetzt mich das in jene Zeit zurück.

An einem sonnigen Tag hatten wir gerade bei weit offenen Fenstern im Gemeinschaftsraum Tanzunterricht, da geschah etwas Unfassbares: Unser Hund Sammy sprang durchs Fenster herein und lief zwischen allen Mädchen hindurch direkt auf mich zu. Zunächst ignorierte er meine Mitschülerinnen und schmuste nur mit mir, schließlich durften ihn aber alle streicheln. Das war kein planmäßiger Besuchstag, deshalb hatte ich mit meinen Eltern überhaupt nicht gerechnet. Ich vergrub das Gesicht in Sammys Fell und weinte vor Glück. Diesen Augenblick würde ich für den Rest meines Lebens nicht vergessen.

Ich wollte immer schon mehr machen, als ich eigentlich sollte. Und wenn mir etwas wirklich wichtig war, nahm ich dafür auch Verletzungen in Kauf. Einmal erlaubte mir meine Tante, ein Kaninchenjunges zu halten. Es sprang